

Fragwürdige Betrachtungen

eines alten Mannes



Heinz
Breuker

Heinz Breuker
Fragwürdige
Betrachtungen

Fragwürdige Betrachtungen

eines alten Mannes

Heinz Breuker

Civitas Imperii Verlag – Esslingen / Plochingen



1. Auflage

© 2018 by Heinz Breuker

© 2018 für diese Ausgabe:

Civitas Imperii Verlag - Esslingen / Plochingen

Einband: Ben Berg,

Abbildung Schutzumschlag: Autor

© Foto: Ulrike Breuker

Im Bestand der Deutschen Nationalbibliothek
und der Württembergischen Landesbibliothek.

ISBN-13: 978-3-939300-43-4

Besuchen Sie uns im Internet

www.civ-buch.de

Kontakt: info@civ-buch.de

Nichts, das nicht erstaunlich ist;
das Erstaunlichste ist, dass es überhaupt etwas gibt
und nicht nichts!

Inhalt

Prolog.....	10
Der Knall.....	12
Italien.....	13
Vorbemerkungen:.....	14
Sehnsucht.....	16
Forse, no.....	17
Beten und Buffet.....	27
Sterne.....	38
Unterwegs.....	50
Das Leuchten der Madonna.....	70
Compleanno.....	79
Hummeln und Zitronen.....	83
König von Mombaldone.....	89
Zeitsprung.....	95
Garten.....	101
Vorbemerkungen.....	102
Erinnerung.....	103
Melancholie.....	104
Bohnen.....	105
Frühling.....	112
Tomaten.....	113
Der alte Kirschbaum.....	120
Krähenpoesie.....	121
Libellen.....	130
Leben.....	141
Vorbemerkungen.....	142
Leben 1. Versuch.....	143
Leben 2. Versuch.....	154
Rhythmen des Lebens: 1.....	164
Rhythmen des Lebens: 2.....	168
Leben: 3. Versuch.....	172
Epilog.....	187
Dank.....	189

Für alle, die unterwegs sind.

Prolog

Was treibt einen alten, 73 jährigen Mann, in diesem Fall mich, so um, was freut, was bewegt ihn? Ein Mann, der noch unterwegs ist und dabei das Staunen lernt. Es ist ein wenig verworren. Vermehrt tauchen Kindheitserfahrungen auf, mischen sich mit aktuellem Erleben, mit Träumen und Phantasien.

Zunächst sind es italienische Geschichten die dort erlebt, erfunden und geschrieben sind.

Es folgen Erzählungen aus dem Garten. Manche liegen lange zurück, verklärt vermutlich vom wuchernden Grün kindlicher Phantasie. Andere sind noch ganz frisch, von diesem Jahr aus dem eigenen Garten, vom Teich, von Gemüse, Vögeln und Insekten.

Im dritten Teil umkreist er das komplexe Thema des Lebens. Hier mischt sich Erlebtes mit kognitiver Reflexion, philosophischen Betrachtungen, mit Phantasie und immer wieder mit Staunen.

Staunen verbindet alle drei Bereiche. Staunen, eine kindliche Fähigkeit, die zunehmend in Misskredit gerät, ist, so scheint es, nicht mehr zeitgemäß für

einen erwachsenen Mann. Doch je älter er wird, umso besser gelingt es ihm wieder.

Staunen ermöglicht Offenheit, begünstigt Wertschätzung, vertieftes Verstehen und neue Sichtweisen.

Alle Texte sind, auch wenn es nicht immer offensichtlich ist, ein Plädoyer für das Staunen.

Fragwürdig sicherlich, doch ihm fragwürdig in dem Sinne, dass sie ihm des Fragens würdig sind.

Möge der interessierte Leser in diesen fragwürdigen Betrachtungen Anregung und Ermutigung finden für eigenes Staunen. Ermutigung, da wir im Staunen ja die Sicherheit des Wissens und die Beschränkung eines gesellschaftlichen Konsenses verlassen.

Staunend sind wir frei, und zur Freiheit bedarf es ja des Mutes.

Der Zeder Zapfen war seit langem schon? Zum Platzen.

Er schien entspannt, ganz locker, ja zerbrechlich, jedweder jähen Regung völlig unverdächtig.

Oft täuscht der äußere Schein, was groß sich gibt, ist eher klein.

So auch der Zapfen; stand schon seit Wochen auf dem Fensterbrett, schien ungefährlich, ja ganz nett, um dann so Knall auf Fall zu explodieren.

Laut und mit viel Elan, die Schuppen fliegen durch die Gegend.

Die Samen schweben mit ihren seidigen Flügeln sich um die eigene Achse drehend sacht zu Boden.

Italien

Vorbemerkungen:

Seit 20 Jahren fahren wir, meine Frau und ich, ein bis zwei Mal, im Mai und September nach Italien, immer wieder nach Elba, immer nach Zanka und immer zu Signora Maria mit dem großen Garten über dem Meer.

Es ist uns zu einer lieben Selbstverständlichkeit geworden. Einer zweiten Heimat. Ein Begriff, der so vertraut erscheint und doch gleich danach, nach dem ersten innerlichen, verständnisvollen Abnicken wissen wir schon, so einfach ist das nicht mit der Heimat. Wäre es doch nur so einfach, dann gäbe es weniger Mangel, weniger Sehnsucht und weniger Reisen. In der Heimat, wenn man denn dort ist, ist man doch gern. Warum sollte man verreisen? Oder braucht man mehrere Heimaten? Oder hat das sowieso nur wenig mit einem geographischen Ort zu tun? Ist man nicht in sich beheimatet, so ist man es nirgendwo.

Heimat ist innen und doch ist es auch ein Innen, das ein Außen braucht, als Klang, der gehört werden will, tönen will, der sich nach Gleichklang sehnt, nach Resonanz. Vielleicht ist es ja so, dass dieser Gleichklang ab und zu etwas frischen Wind braucht? Eine andere Tönung innen wie außen, sonst wird es leicht etwas eintönig?

In der inneren Heimat sind wir geborgen, hier kennen wir uns aus, zumindest scheint es so, doch, ohne Anstoß von außen kann der Klang an Kraft verlieren, kann kläglich werden. Nur aus uns selbst heraus ist es schwer, das Klingen lebendig zu halten. Das mag einer der Gründe sein, warum viele so gerne reisen.

Das Fremde ist allerdings unberechenbar, und so finden wir in Italien mittlerweile auch Vertrautes und gleichzeitig eine immer noch fremde Kultur, eine fremde Sprache ... eine gute Mischung.

Und Italien ist ja auch das Land, wo die Zitronen blühen, der Duft von Macchia, Zistrosen, wildem Thymian die Luft schwängert, wo die Sonne scheint und in den Trattorien die Nonna oder die Casalinga mit Pizza und Pasta, Wein, Früchten des Meeres und Käse, Cappuccino, Espresso und den unübertroffenen Dolci aufwarten.

All das kommt zusammen, klingt zusammen und in diesem Klang schenken sich mir immer wieder neue „italienische Geschichten“. Hier, auch hier, bin ich zuhause, bin bei mir und doch auch offen für all die Schönheit, das Fremde, die Klänge, die nach Resonanz rufen, und gleichzeitig mitklingen mit mir.

Einmal nur hören können wie eine Grille,
oder eine Fledermaus,
oder eine Nachtigall.

Einmal riechen können wie ein Bär.

Einmal fliegen wie eine Libelle,
träumen wie ein Schmetterling;

oder: einmal nur duften wie ein Frühlingswald
nach mildem Regen.

Wir aßen, jetzt, das zweite Mal in Roccaverano in der alten, ja schon historischen Trattoria auf der Piazza zwischen barocker Kirche und der hohen Mauer des Castels. Weit schweift der Blick nach Westen über die Dächer des mittelalterlichen Städtchens, weit hinein in das hügelige Piemont, den abendlichen Himmel und, am Horizont auf die imposante Kette der französischen Seealpen; schneebedeckt, malerisch und so klar, dass sie zum Greifen nah schienen.

Es war einer dieser besonderen Spätsommerabende, warm mit ungewöhnlich trockener Luft, seidig, duftend, klar. Ein Abend, dessen Atmosphäre uns überwältigt und der uns so anschaulich zeigt, wie beeinflussbar wir sind und wie das Innen mit dem Außen zusammenwirkt.

Wir hatten vorbestellt gestern, hatten Hunger und waren die ersten Gäste. Der sala da pranzo im ersten Stock, nicht sehr groß, die Möbel jugendstil, das Licht gedämpft, die Tochter die uns bedient wie zuvor im Frühjahr, erkennt uns nicht wieder. Die Atmosphäre hier drinnen, ruhig, rustikal - gediegen und doch von einer natürlichen Einfachheit. Ein Landgasthof wie viele in Italien, wo die Nonna

noch die Pasta von Hand macht, Wein, Gemüse, Fisch, Kräuter, Öl und Fleisch aus der näheren Umgebung kommen und die Gäste von weit, da die gute Küche bekannt ist.

Unklar ist, wie viele Vorspeisen angeboten, wie umfangreich der erste und zweite Gang sein werden. Klar ist nur, es wird zu viel sein und so halten wir uns bei den Vorspeisen, zum Beispiel beim hauchzarten, mürben vitello tonnato, oder, ebenfalls sehr dünn geschnittenen carpaccio zurück. Das heißt, wir bemühen uns und scheitern, jedes Mal. Immer ist es so, dass wir nach dem ersten Gang, hier sind es kleine gefüllte Teigtaschen, agnolotti al plin, bereits ziemlich satt sind und immer lassen wir uns dann doch noch den zweiten, oder wie wir es empfinden, den Hauptgang servieren. Wer kann denn auch bei einem neun Stunden geschmorten Lammrücken, oder einer zarten Perlhuhnbrust widerstehen? Wir nicht. Soße und Gemüse sind einfach lecker und die Portionen sind überschaubar. Und so sitzen wir da, essen ruhig und mit viel Genuss und genügend Wein; lassen uns dabei ein poetisch-kulinarisches Stillleben nach dem anderen auf der Zunge zergehen, plaudern ... und erleben einen italienischen Abend ganz nach unserem Geschmack. Da die Gasträume hier im Piemont oft sehr klein sind, ist es ratsam einen der wenigen Tische am Tag zuvor

zu reservieren. Das heißt wir sind gut vorbereitet, essen nur wenig über Tag um Platz zu schaffen für den Abend und doch, er reicht kaum aus.

Mit dem zweiten Gang ist noch nichts zu Ende, jetzt geht es um die Frage der dolce. Keine leichte Frage, wie man meinen könnte, weil wir ja nun wirklich und eindeutig mehr als satt sind, auch weil es sich ja nur um eine Kleinigkeit handelt. Ja, wir sind satt und ja, es ist nur eine Kleinigkeit, aber, es könnte die Krönung sein. Sehr wahrscheinlich sogar. Es gibt das übliche: tira misou, kleine Nusskuchen, oder Mandelgebäck, oder ein Sorbet, oder etwas sehr Schokoladig-locker-fett-duftig-gedichtetes. Nichts Besonderes und doch, es ist mit Liebe gemacht, frisch und aus besten Zutaten und so wird aus einem schlichten Stück Kuchen ein dolce das viel mehr ist, das man nicht so schnell vergisst und das das ganze Mahl krönen könnte. Eine gewichtige Frage also. Einerseits könnte Unmäßigkeit zu Übelkeit führen, andererseits könnten wir bei einem Verzicht den krönenden Abschluss verpassen, der ja nicht nur ein Abschluss, eine verführerische Zugabe, ein Genuss für sich ist, sondern das Ganze vervollständigt, dem Ganzen nochmals eine besondere Note verleiht, die notwendig ist, um die Gestalt zu schließen. Nicht selten gibt es doch regionale Besonderheiten, also doch etwas Besonderes.

Hier ist es der berühmte robiola ein Ziegenkäse, so wie vielfach ausgezeichnete regionale, besondere Weine. Den Käse gibt es frisch, einen Monat alt, bis sehr alt und so sieht er dann auch aus, braun, verschrumpelt, vertrocknet. Lockere frische Masse hat sich zum Hartkäse verwandelt. Kennt man ihn nicht in dieser reifen, harten Form, könnte man meinen, er sei vergammelt.

Wir sind also satt. Noch haben wir einen knappen mezzo litro des hier üblichen dolcetto der, nicht wie man meinen könnte, süß ist, sondern ein angenehm, nicht zu schwerer Rotwein, der gut zum Essen passt.

Wie erwartet, nach einer angemessenen Pause, kommt die Frage auf, auf die wir uns noch nicht eingelassen haben: ke dolce?

Gestisch machen wir klar, dass wir sehr satt sind, sehr zufrieden und das alles sehr, sehr gut war.

Davon geht die junge, vollschlanke Wirtstochter selbstverständlich aus und es erscheint ihr damit kein Grund vorzuliegen, der einen dolce Verzicht rechtfertigen würde. Sie zählt auf, was alles möglich ist, erklärt wortgewandt – sie mischt dabei einige englische Brocken in ihre munter fließende italienische Aufklärung, und ohne, dass sie es explizit

betont, dass es sich bei den genannten Köstlichkeiten um sehr exquisite kulinarische Kreationen handelt, auf die keinesfalls verzichtet werden darf, ist uns in der Art und Weise, in der sie uns aufklärt klar, dass wir nicht einfach schnöde ablehnen können. Also winden wir uns, betonen nochmals, wie zufrieden wir sind, deuten an, dass wir – vielleicht, nach einer kleinen Pause, also eventuell später – auf ihr Angebot zurückkommen werden. Sie ist sich nicht ganz sicher, was wir meinen, doch dann lächelt sie, - forse – may be -, bene und geht.

Wir haben wieder etwas gelernt: forse bedeutet offensichtlich, vielleicht.

Vielleicht; heißt unsicher sein, abwägen, relativieren, zögern, Zusammenhänge sehen, Komplexität zu lassen, Widersprüche aushalten, eine Entscheidung erarbeiten. Das alles ist gegen den Zeitgeist, dieser unsichtbare Tyrann, der uns so oft im Griff hat, ohne, dass wir es merken. Er verlangt schnelle und klare Entscheidungen, einfache Lösungen, löst Komplexität auf durch Analyse und Spezialistentum, denkt nur in kurzen Zeiträumen und hält sich auf Distanz zur Verantwortung.

Seit Monaten werde ich von der Tabakindustrie mit großformatigen Plakaten auf denen entschlossene

Cowboys reiten, rauchen und überm offenen Feuer Kaffee kochen aufgefordert „be, not may be.“ Das passt in die neue Zeit: sei nicht zu kritisch, sei unkompliziert, schnell und entschieden. Kaufe, rauche und verbrauche. Nicht reflektieren, konsumieren sei das Motto.

Forse, in gutes neues Wort für uns, eines mit dem wir uns gut identifizieren können. Wir sind noch analog, umständlich, wenn man so will, nachdenklich und, zumindest hin und wieder, im „Vielleicht-Modus.“ Forse, das gefällt uns und doch, wir wissen, dass wir es vermutlich bald wieder vergessen haben, es sei denn, es fällt uns eine geeignete Eselsbrücke ein. Wir kreisen eine Weile um solche denkbaren Brücken, ohne Erfolg, bestellen und essen nach geraumer Zeit einen Nachtsch für zwei, ein Kompromiss mit dem wir gut leben können, die uns bedienende Tochter auch, wie ihr nachsichtiges Lächeln signalisiert und so schließt sich die bis dahin noch offene Gestalt unseres italienischen Abends. Das cremig, leichte und gleichzeitig auch fette, schokoladige Gedicht war tatsächlich eine Krönung, und obwohl es wieder einmal zu viel war, sind wir sehr zufrieden, fahren unter dem überwältigenden Sternenhimmel nach Hause zu dem kleinen Steinhaus weit vor dem Dorf.

Die Eselsbrücke lässt auf sich warten, forse, forse, fortune, fort, Fort, forza, forza Italia, das kennen wir, forza italia, das ist doch die Partei des schillernden, peinlichen Berlusconi, warum bleibt einem der Name so einer unangenehmen Person bloß im Gedächtnis? Als Eselsbrücke schien er geeignet und hat sich, bis heute, bewährt.

Wir sitzen noch lange auf der kleinen Terrasse in dieser unvergleichlichen Nacht in der Wärme, über uns Mond und Sterne, um uns Gerüche und Geräusche, die uns fremd sind. Schweigen und sitzen, hören und riechen und schauen, hinauf zum Firmament, in die hügelige, sanft beleuchtete Landschaft mit dem weiten Horizont, an dem die Kette der Seealpen undeutlich und doch erahnbar auch diese landschaftliche Gestalt schließt.

Unser Schlaf war tief und lang in dieser Nacht und am nächsten Morgen kaufen wir im Dorf in dem winzigen Laden Brot, Milch und, natürlich diesen speziellen Ziegenkäse. Danach, es ist uns schon zur Gewohnheit geworden, gönnen wir uns einen Cappuccino neben dran, draußen vor der Bar. Die Wirtin, wir kennen uns schon ein wenig, legt uns noch ein Stückchen Haselnusskuchen dazu, der sehr nussig schmeckt, und plaudert ein wenig mit uns.

Das Wetter ist umgeschlagen. Es ist kühl und windig, der Himmel bedeckt mit schnell ziehenden Wolken, die nach Regen schmecken, dazwischen blaue, blanke Löcher, sodass immer wieder kurz die Sonne durchbricht und sofort wärmt und alles heller und freundlicher macht.

Wir fragen die Wirtin, ob es heute wohl trocken bleibt, und sie windet sich ein wenig um eine klare Antwort mit einem Gesicht, das uns sagt, dass sie keine Ahnung hat. Sie will uns nicht frustrieren, will aber auch nichts beschönigen und auf keinen Fall will sie Verantwortung übernehmen mit ihrer Wettervorhersage die uns beeinflussen könnte bei unseren Entscheidungen die wir treffen wollen; wandern oder lesen, oder ein Ausflug mit dem Auto ...

Sie zuckt mit den Schultern und erklärt vorwiegend mimisch, da kann man nichts machen, auch wenn es unbefriedigend ist und ja, es tut ihr leid.

Wir drei schweigen etwas betreten, der Wind fegt den Himmel und kurz kommt die Sonne raus, aber eben nur kurz, wie zur Bestätigung, dass das Wetter heute unbeständig, nicht voraussagbar sei. Wir wollen sie nicht in Bedrängnis bringen, lächeln verständnisvoll in diesen Moment der Helle und

Wärme und versuchen unsere Anfrage abzumildern und so suchen wir nach einer Relativierung und stottern herum und wollen sagen ob es - vielleicht -, also nur - vielleicht, regnen werde. Wie erwartet wissen wir nicht mehr, was wir gestern erst gelernt haben.

Doch dann, erweist sich Berlusconi dieser Nichtsnutz doch als brauchbar. Er drängelt sich nach vorn und so wie wir ihn kennen, skrupellos, bringt er seine Partei ins Spiel und sekundenschnell erreichen wir über unsere Eselsbrücke das andere Ufer, da wo sich Vergessenes dem Bewusstsein in Erinnerung bringt *forza*, und damit *forse*.

Kaum erinnert, ist es auf der Zunge und heraus und sofort, ohne den kleinsten Moment eines Zögerns, ohne Wankelmut, laut, souverän, erleichtert über dieses Angebot auch erfreut und belustigt reagiert die Wirtin:

Forse, no. Es regnet also nicht, vielleicht.

Wir lachen alle drei über die vergnügliche, entlastende, hoffnungsvoll schimmernde, schwebende Wendung.

„*Forse no.*“ Genial.

P. S. Es spricht wohl nicht für uns, das wir uns gerade von diesem zwielichtigen Führer auf die Brücke des Erinnerns locken ließen, doch, warum nicht, so ist auch er zu etwas nutze.

Die kleine Kapelle Chiesa di Maria S. S. Addolorata steht am Hang oberhalb des Dorfes. Der Blick von hier ist schön. Hügel staffeln sich, Wald mischt sich mit Wiesen und Getreideflächen und dazwischen immer wieder kleine Haselnussplantagen. Die Büsche klein gehalten, damit die Ernte maschinell gelingt und sehr exakt in Reih und Glied gepflanzt. Diese strengen Strukturen akzentuieren das natürliche Chaos, und so breitet sich eine als schön erlebte Landschaft vor dem Frommen oder Kulturbeflissenen oder müden Wanderer aus, der hier rastet oder beten will.

Das Dorf, etwa einen Kilometer vor ihm, mit der großen barocken Kirche, dem gut erhaltenen Schloss, dem hohen Turm, zeugt davon, dass es sich um eine alte Kulturlandschaft handelt.

Kleine Kapellen, häufig weit außerhalb der Ortschaften, mit außergewöhnlich schönem Blick, sind keine Seltenheit. Vielleicht stehen sie hier, mitten in der Natur, damit der Gläubige sich mühen muss um hier her zu gelangen, eine kleine Wallfahrt, gut für sein Seelenheil? Gehen in der Natur beruhigt, stimuliert und öffnet die Seele für die Wunder des scheinbar Selbstverständlichen, und so ist

der Pilger am Ziel bereit sich durch die Schönheit der weithin sichtbaren Landschaft berühren zu lassen, ja, im ein oder anderen Fall wird er überwältigt, andächtig, spürt die Allgegenwart des Göttlichen, schon bevor er die Kapelle betritt. Vielleicht standen hier ein römischer Tempel und davor ein steinzeitliches Heiligtum, geschleift um den Sieg des jeweils neuen Gottes zu feiern? Vielleicht kreuzen sich unter ihnen wichtige geomantische Meridiane? Auf jeden Fall umgibt solch alte Kapellen eine besondere Aura. Es scheinen die Gebete und Opfer gegenwärtig. Die Atmosphäre ist getränkt mit Heiligkeit. Vielleicht ist das alles bloß konditioniert, gelernt von den Eltern oder Vorbildern?

Vielleicht ist es eine Wirkung von Erwartung und Einstellung?

Ich kenne das Erleben spiritueller Anmutung in alten Tempeln und Kapellen, Opferstätten oder an besonderen, natürlichen Plätzen ohne religiöse Relikte. Und, wie auch immer es zu erklären ist, es tut mir gut, ich werde ruhig, erlebe so etwas wie eine besondere Friedfertigkeit und Intensität und die scheinbare Grenze zwischen mir und der Welt verliert an Eindeutigkeit. Ein gutes Gefühl und so ist es verständlich, dass ich gerne alte Kultplätze

besuche, dort verweile und eintauche in eine andere Qualität des Seins. Die gute Akustik verleitet mich zum Summen und, wenn ich sicher bin, dass mich niemand hört, singe ich.

Heute ist die Sicht außergewöhnlich. Das ferne Hochgebirge mit seinen Gletschern und Schneegipfeln begrenzt den Horizont und rahmt die Schönheit der mich umgebenden Natur eindrucksvoll ein. Die kleine Kapelle ist zumeist geschlossen und wirkt vernachlässigt. Heute ist sie offen und Menschen aus der Umgebung, zumeist ältere, hauptsächlich Frauen im Sonntagsstaat (obwohl heute Mittwoch ist), sind geschäftig und sehr kommunikativ. Ich verstehe kaum ein Wort und wüsste gern, was los ist. Die Wirtin der Posta vom Dorf, bei der wir schon mehrfach gut gegessen haben, verweist mich auf eine alte Dame, eine Schweizerin, die schon viele Jahre hier lebt. Die Kapelle sei vor Jahren bei einem Erdbeben schwer beschädigt worden und heute feiere man mit einer ersten heiligen Messe die Restaurierung. Ein Ereignis, das eine gewisse Aufregung und das Tragen sonntäglicher Kleidung rechtfertigt.

Ich fühle mich respektiert und einige der Dorfbewohner, die ich kaum vom Sehen kenne, nicken mir freundlich zu.

Äußerlich ist von der Instandsetzung nichts zu sehen. Ein schlichter, grauer Steinbau aus gotischer Zeit. Weit oben über dem Eingang ein kleines Fenster mit Spitzbogen, links und rechts der Tür je ein winziges Fenster mit sehr massivem Eisengitter und an der Rückseite, auch weit oben, nochmals ein sehr kleines, rechteckiges Fenster. Ist die Tür geschlossen, ist der Innenraum selbst bei Sonne dämmrig. Das Kleinod hat etwas Trutziges. Möglicherweise wurde es auch als gut zu verteidigendes Hindernis für die immer wieder einfallenden Sarazenen genutzt?

Der Kirchenraum misst gerade Mal viereinhalb mal sieben Meter. Die etwa 45 Besucher passen nicht alle hinein und so bleibt die Tür offen und die kleine Vorhalle wird einbezogen in die Zeremonie. Die Männer bleiben draußen wie ich und folgen von hier barhäuptig interessiert dem Geschehen, bekreuzigen sich mit ernstem Gesicht, doch der Gesang bleibt weitgehend Frauensache. Viel ist noch vorzubereiten und zu besprechen. Die Frauen haben alles in der Hand und selbst der junge stattliche Priester im Pullover fügt sich, so erscheint es mir, ihren Anweisungen.

Noch ist man laut und ungezwungen, es könnte sich um eine ganz profane Jubiläumsfeier handeln.

Von Heiligkeit keine Spur. Kerzen werden angezündet, hier und da etwas gewischt, Gebetbücher verteilt, lose Blätter sortiert, Blumen arrangiert, Stühle zu den sechs winzigen Bänken geschoben, Messgewänder gerichtet und es gibt viel zu besprechen. Ein dichtes geschäftiges Gewusel.

Der Priester mittendrin überragt seine Schäfchen, debattiert energisch mit, übt wohl eine gewisse Anziehung auf die Frauen aus, die ihn umschwirren. Mit großen raumgreifenden Bewegungen versucht er das weiße Messgewand überzuziehen. Ich sehe, wie sich die Frauen zurückhalten müssen, um ihm nicht zu helfen, doch er schafft es. Er erinnert mich an einen kleinen Buben, der gerade zum ersten Mal sein Hemd ganz alleine angezogen hat, das noch sehr verknittert und schräg von der Mutter zurecht gezogen wird, stolz darauf, was der Kleine schon alles kann und doch in dem Gefühl, helfen zu müssen. Jetzt weist ihn eine der Frauen darauf hin, dass das so nicht geht, über den Pullover, und brav zieht er das Gewand mit Mühe wieder herunter. Es ist ein großes Kleid, das fast bis zum Boden reicht und geschlossen wie ein Nachthemd über den Kopf gezogen werden muss. Es hat etwas Groteskes, wie dieser große Mann in der Enge sich in aller Öffentlichkeit mit seiner Kleidung abmüht, doch es gibt keine Sakristei, und ich bin wohl der einzige, dem

das Besondere daran auffällt. Auch der Pullover wird über den Kopf gezogen und dann geht es mit dem Kleid auch leichter, es fällt besser jetzt, etwas lockerer, und dann fasst doch eine der Damen mit an, am Kragen und Rücken. Erstaunlich wie lang sich das Zölibat gehalten hat, denke ich kurz, doch dann bin ich wieder ganz Ohr und Auge.

Jetzt ist der große attraktive Mann eindeutig als Priester zu erkennen und jetzt ändert sich die Stimmung. Die Stimmen werden leiser, die Geschäftigkeit lässt nach, die ersten setzen sich, man rutscht noch eine Weile hin und her, drängt nach vorne, und dann wird es still.

Das winzige Glöckchen auf dem Dach bimmelt kläglich, und, interessant, welche Wirkungen auch auf mich solche unaufwendigen Stimuli wie das Messgewand und dieses dürftige Bimmeln haben. Da ich katholisch sozialisiert bin, seit Jahren abstinent bezüglich christlicher Feiern, bin ich gespannt, wie diese Messe auf mich wirken wird. Die lateinisch gesprochenen Gebete sind mir vertraut, die Zeremonie bekannt und doch bleibt alles auch fremd und ich distanziert. Allerdings ist meine Distanz nicht ungebrochen. Es ist etwas in mir in der Schwebe. Einerseits bin ich der Fremde, der interessiert einem Ritus beiwohnt, vergleichbar

einem kulturellen Ereignis, einem Theaterstück zum Beispiel und gleichzeitig bin ich involviert, da jede Handlung über Jahre selbst von mir vollzogen wurde. Ein Erlebensmuster tritt an die Oberfläche meines Bewusstseins und, ohne dass ich mich entschieden hätte, sage auch ich Amen und bekreuzige mich. Meine kindlichen Reflexe sind mir peinlich und ich rechtfertige sie vor mir, dass ich mich hier als Gast ruhig etwas anpassen kann.

Die Messe verläuft wie bekannt, erstaunlich nüchtern, ohne Messdiener, ohne Weihrauch, ohne Geklingel.

Die Predigt, von der ich nur die Worte Maria und einige lateinische Begriffe kenne, erschließe ich mir mit meiner blühenden Fantasie. Von Maria ist sehr viel die Rede und es wird eine gute Predigt. Man dürfe die alten Mythen um jungfräuliche Geburt und Himmelfahrt ruhig glauben, aber man müsse nicht. Sehr gut. So biege ich mir alles interessant und wohlgefällig zurecht und bin mit mir und dem Priester zufrieden.

Das ist das Schöne an religiösen Zeremonien, wenn sie in fremden Sprachen gehalten werden. Dann verstummt mein Widerspruchsgeist und ich muss mich an keinem Inhalt reiben. Dann kann ich

eintauchen in eine spirituelle Atmosphäre, oder wie hier, mache mir meinen eigenen, mir wohlgefälligen Reim. Ich bleibe distanziert, beobachte, und doch gehöre ich auch dazu, bin mit eingebunden. Ein angenehmer Schwebeszustand.

Die Wandlung lässt mich kalt, doch die Frage des Priesters, wer denn das Abendmahl empfangen wolle, erlebe ich in ihrer Pragmatik als eigenartig und neu. Und dann zeigen die Frauen mit erhobener Hand an, dass sie hungert nach dem Fleisch und dürstet nach dem Blut Christi. Merkwürdig. Viele sind hungrig und es kommt zu einem heftigen Gedrängel.

Dann kommt der Segen, ich habe mein reflexartiges Amen und Bekreuzigen überwunden. Überhaupt ist mein kindlich-religiöses Verhalten und Erlebensmuster zunehmend in den Hintergrund getreten. Die Messe scheint zu Ende, doch niemand geht, das ist neu für mich und interessant. Ich brauche eine Weile bis ich verstehe was passiert.

Die Gläubigen halten sich bei den Händen, geben sich die Hände, so als ob sie sich begrüßen würden, schauen sich dabei an, murmeln etwas, lassen sich wieder los und wenden sich dem Nachbarn zur anderen Seite zu, dem Vordermann, der Frau im

Rücken, auch den nicht direkten Nachbarn. Vermutlich sagen sie so etwas wie „Friede sei mit dir“ und es scheint ihnen ernst damit. Die Männer hier draußen sind damit zurückhaltender, doch der Priester scheint bestrebt niemanden auszulassen, kommt in die Vorhalle und gibt auch mir, dem Fremden die Hand, obwohl ich vor dem kleinen Fenster nicht direkt in seiner Nähe stehe. Eine schöne Geste und ich stelle mir vor, dass sie für das friedliche, alltägliche Miteinander eine gewisse Bedeutung hat. Das ist italienisch, sich anfassen, anschauen, aufeinander einlassen. Mir war die Messe zu ruhig, doch diese kleine Geste, versöhnt mich und ich bin zufrieden.

Nun wird wieder ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes geplaudert und organisiert. Die Frauen sagen den Männern was zu tun ist. Die bauen den Tisch auf, holen Geschirr, Getränke, Brot, Kuchen, Pizza ... und die Frauen stellen es auf den Tisch, weil nur sie wissen können, wohin was wie gehört. Die Gemeinde drängt ins Freie zum Buffet und ich betrete den Kirchenraum, schaue mich um, suche nach Verstrebungen, die eingezogen worden seien, und finde sie nicht.

Innen ist die Kapelle schlicht frisch gestrichen in einem unauffälligen, hellen, fast weißen Beige, kein Gold, keine Farbe, kein Stuck, keine Malerei. Schön.

Gold findet sich am Tabernakel auf dem Altar. Die fast lebensgroße, dunkle Marienfigur an der Rückwand, die Patronin, so deute ich, ist manchem hilfreich gewesen und es gab eine Zeit, in der Pilger von weither kamen in der Hoffnung auf Fürsprache der Gottesmutter. Das scheint vorbei und doch mischt sich auch diese Vergangenheit in die Gegenwart. Draußen geht's lebhaft zu, man schwatzt, isst und trinkt, lacht, und die Gespräche drehen sich wohl eher um Kuchenrezepte als um religiöse Belange.

Ich entscheide mich, nicht zum Buffet zu drängeln, obwohl dieses einiges zu bieten hat, nicke denen, die ich vom Sehen kenne zu und mache mich auf den Heimweg. Nach ein paar Schritten kommt die Schwester der erwähnten Wirtin (sie ist wohl die Bürgermeisterin des Ortes, wie ich hörte) hinter mir her und lädt mich ein. „Buffet, prego, prego.“ Ich freue mich, und zugegeben, ich hatte es zaghaft erhofft. Geh mit ihr zurück und das Wasser läuft mir im Mund zusammen. Das kulinarische Piemont lacht mich an mit dem berühmten Ziegenkäse verschiedenen Alters, frischem, duftendem Brot, verschiedenen Salaten, Pasta mit Tonno und Pasta mit ich weiß nicht was, Eingelegtem, Oliven, Schüsseln und Tellern mit mir Unbekanntem, vielerlei Kuchen, Cioccolata, Haselnuss... und in der Mitte, ein wenig dominant, eine große Pizza. Davon nehme ich ein

Stück. „Bon appetito“, Frau Bürgermeisterin lächelt mir aufmunternd zu. Der dünne Teig ist knusprig, reich belegt und lecker, dazu ein Schluck vom trockenen roten Dolcetto aus der Nachbarschaft.

Beten und Buffet, perfetto.

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: *Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.*“¹

Immanuel Kant

Ich bin wieder einmal auf Elba. Der Mond scheint in den nächsten Nächten über anderen Meeren, der Himmel, kaum bewölkt, lässt mich auf eine sternklare Nacht hoffen und dann, dann müsste ich doch darüber schreiben können, was ich erlebe.

Gegen Abend bedeckt sich der Himmel: Wetterleuchten, nur einzelne, wenige Sterne. Ich bin enttäuscht, gibt es doch einen Zusammenhang zwischen Quantität und Qualität am Firmament. Je weniger Sterne zu sehen sind, umso schwächer die erhoffte Ergriffenheit. Es ist nicht logisch, doch so ist meine Erfahrung. Die Gewitter ziehen näher, es beginnt zu regnen, ich gebe auf.

Am nächsten Morgen: Blauer Himmel und wie so oft, dunkle Wolken von Süden. Die Bewölkung über

¹ KpV, AA V. S. 161, Z. 33-36

den Bergen hält sich den ganzen Tag und sie löst sich über dem Meer auf, sodass das Blau überwiegt.

Dämmerung: Der Mond ist schon untergegangen, die Sonne folgt ihm nach und malt mit ihren letzten Strahlen von Orange bis Blau eine kosmische Kulisse für den erhofften und erwarteten nächtlichen Auftritt der Stars.

Schon jetzt sehe ich einzelne Sterne. Langsam zeigt sich der große Wagen, auch bekannt als großer Bär, im Norden, zentral vor mir auf der ruhig daliegenden Meeresbühne.

Wein, Brot, Käse und Trauben auf dem granitenen Tisch. Der Himmel im Westen noch ein wenig hell. Vereinzelt zirpen Grillen. Leise nur und kaum zu hören spielen die Wellen gut 100 Meter unter mir mit ihrem Schmatzen eine angemessene, zurückhaltende, zeitlose Musik für das ansonst stumme Schauspiel.

Vom Festland, von Piombino und Livorno, Lichtverschmutzung des Fortschritts, der es ja gerne grell und laut hat. Zwei Leuchttürme flackern, die gelbliche, moderate Straßenbeleuchtung des Dorfes

wird von einigen alten Häusern abgeschirmt. Es wird jetzt schnell dunkel da oben und gleichzeitig hell und klar das Sternenlicht. Die lichtnebelige Milchstraße direkt über mir, der Wagen vor mir und die Millionen fremden, unbekanntenen Sternblumen blühen auf mit ihrem Duft aus Licht.

Der Nacken schmerzt vom Zurückbiegen des Halses und so lege ich mich auf das postmoderne Plastiksofa und schaue bequem hinauf, und wie ich mich hinlege, den Kopf nicht höher als den Bauch, ändert sich meine Wahrnehmung. Ich kann nicht mehr so gut denken, es ist eher fühlend, was ich wahrnehme, ein Fühlen, das mich mit- und aufnimmt in diese unendliche Weite und Tiefe.

Schön ist das, nein es ist mehr als schön, es ist erhaben, unbegreiflich, unmöglich und doch ist es da, ist nicht zu leugnen. In mir mischt sich Seligkeit mit Traurigkeit, Verständnislosigkeit mit Fraglosigkeit und es mischt sich ein Gefühl von Einverständnis mit all dem über mir mit ein. Ein Einverständnis jenseits allen Verstehens. Für einen Moment erinnere ich mich, nein, es ist mehr eine Ahnung, an meine Zeit als Embryo. Ich fühle mich eingerollt in mir selbst, geborgen, versorgt, sorglos, zeitlos.

Flugzeuge kreuzen blinkend in großer Höhe, meist lautlos. Das scheinbar langsame, kosmische Drehen wird erlebbar für mich. Eins, zwei Satelliten ziehen quer gegen die Sternenströmung. Ab und zu, leuchtet der Schweif einer Sternschnuppe auf. Ich bin immer zu langsam um mir etwas zu wünschen.

Über mir Stromkabel, die ich in der Dunkelheit nicht sehen kann. Von irgendwo streifen die Scheinwerfer eines Autos, das ich nicht höre, die Kabel, und ich brauche eine Weile, bis ich diese neuartige Himmelserscheinung deuten kann. Die Grillen schlafen.

Und ich? Ich weiß nicht recht, bin ich nur müde, habe ich geschlafen, geträumt? Bin ich in Trance?

Ich liege gut auf diesem Sofa. Die Milchstraße hat sich deutlich ein Stück gedreht und der Himmel ist nicht schwarz, sondern wie mit einem feinen, grauen Schleier etwas aufgehellert und verhüllt. Am dunkelsten ist es genau über mir. Gegen den Horizont bleibt es so hell, dass dort nur wenige Sterne zu sehen sind. Die Sterne funkeln nicht ganz so, wie sie sollten, nicht so, wie erhofft, nicht so wie erinnert. Nicht so, wie am heiligen Chandra Lake im Himalaja, nicht wie in Band-e-Amir

in Afghanistan im Hindukusch, ja selbst nicht so wie in der Großstadt Essen, die in Trümmern lag nach dem Krieg in meiner Kindheit. Damals störte keine Lichtverschmutzung, Luft und Atmosphäre waren noch sauberer. Damals funkelten die Sterne noch wie Diamanten auf schwarzem Samt. Damals war es noch leichter, überwältigt zu sein. Oder war ich einfach noch empfänglicher, stiller, offener für das kosmische Mysterium, weil ich weniger wusste und dachte? Weil ich noch lebendiger war, bescheidener, vertrauensvoller, fähiger einzutauchen ins Jetzt? Weil ich Distanz noch nicht brauchte zum Schutz vor allem Ungeheuerlichen?

Ich habe mich gefreut auf die Sterne heute Nacht, nicht gefürchtet. Geahnt hatte ich schon, dass ich nicht auf Knopfdruck allen Widerstand der Reflexion und bewährter Konzepte fallen lassen könnte. Widerstand gegen das Absolute, nicht Denkbare, nicht Verstehbare, gegen Unendlichkeit und Ewigkeit und Endlichkeit. Widerstand gegen die Erfahrung meiner Beschränktheit. Die Sterne, das Universum überfordern uns. Ich weiß, damit bin ich nicht allein, doch das ist ein schwacher Trost.

Es war naiv von mir, zu erwarten, dass ich mich ad hoc von der Magie der Sterne wie noch als Kind verzaubern lassen könnte. Als ob diese intensive Art

des Seins mit einem Fingerschnippen zu erzeugen wäre. Sie lässt sich nicht erzeugen. Es ist schwer, die Konzepte loszulassen, die wir im Laufe des Lebens erworben haben. Konzepte, die uns die Welt erklären, die uns Orientierung schenken, scheinbare Sicherheit, doch wenn wir Inspiration, Magie, Zauber, Schönheit und Liebe erfahren wollen, müssen wir zumindest für eine Weile von unseren intellektuellen Konzepten absehen. Viele Menschen sehnen sich nach der Verzauberung, der Magie der Kindheit, doch die Angst vor Kontrollverlust hält ihre Sehnsucht in Schach und so schwanken sie zwischen Sehnsucht und Angst, Kontrolle und Vertrauen, Denken und Fühlen, Wissen und ahnendem Staunen.

Sterne wirken zuweilen wie eine Droge, chaotisch, strukturlos ziehen sie uns ins Manische oder Depressive. Ich habe mich immer geweigert, das Chaos anzuerkennen, sah immer Ordnung, Konstruktionen, Strukturen, versuchte so den Anschein einer Art des Verstehens aufrechtzuerhalten, den Schrecken des gefühlten Chaos zu mildern. Sind zwei beieinander stehende Sterne etwa gleich hell, schon habe ich gleich eine verbindende Gerade mitgedacht, oder das Konstrukt eines Doppelsterns. Dieses Strukturieren gelingt mir auch bei komplexeren Lichtgebilden und der Große Wagen ist natürlich

fest gefügt. Ideal für mein Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung ist der Nordstern, der sich so gar nicht beeindruckend lässt von der Erdumdrehung, die uns glauben lässt, dass sich das ganze Firmament um uns dreht.

Sterne können berauschen, und sie können uns verführen uns zu verlieren in den eisigen, dunklen, unendlichen Weiten des Universums, und, bei entsprechender Veranlagung, einer Neigung zum Psychotischen, können sie eine Krise auslösen in der das Gefühl für die eigenen Grenzen verloren geht und der Betrachter die wahnhaftige Erfahrung seiner eigenen Auflösung macht.

Oder, sie verzaubern uns, machen uns weit und leicht, sodass wir ahnen, dass wir mehr sind, als wir wissen. Das Firmament, das Himmelszelt kann uns schützen, sodass wir uns geborgen fühlen, es kann uns ahnen lassen, dass wir selbst, so winzig klein wir auch sind, wichtig sind, dazugehören zu diesem All. Und dann, wenn es gut geht, gibt es keine Fragen mehr, nur noch das Erleben von Stille, Weite, Geborgenheit.

Immer wieder kreuzen Reflexionen meine stillen Betrachtungen. Jetzt erinnert mich das flimmern-
de Firmament an Aufnahmen, der elektrischen

Aktivitäten des menschlichen Gehirns. Wie oben so unten. Ist unser Gehirn eine Art Kosmos im Kleinen? Wo sind all die Sterne, die ich sehe, sind sie da draußen, oder sind sie nicht auch in meinem Kopf?

Auch der nächste Tag verspricht klar zu bleiben.

Ich schwimme im Meer, dem Himmel auf Erden, der sich darin spiegelt mit Sonne und Mond, Sternen und Wolken, Blau in Blau. Ich schwimme in diesem Wassergeglitzer, das zu mir, wie das Firmament, von Unendlichkeit und Ewigkeit spricht. Heute Nacht wird es klar sein. Meine nächste Chance ergriffen zu werden, zu Staunen, zu ahnen und zu fühlen, wie begrenzt ich bin unter dem nächtlichen Himmel und gleichzeitig zu spüren wie mich die Fülle und Größe des Lebens aufnimmt und dabei jede Begrenzung aufhebt, meine nächste Chance bekomme ich wohl heute Nacht.

Begeisterung, Ergriffenheit, Staunen auf Bestellung, das geht nicht. Ich bin ergriffen, ich werde ergriffen, ja, das kann mir passieren, doch das, was ich selbst ergreifen kann, ist immer kleiner, das kann ich verstehen. Verstehen entwickelt sich ja tatsächlich ganz konkret so. Als Säugling nehmen wir unsere Welt in die Hand, greifen sie, halten sie, betasten sie und so, langsam, begreifen wir sie. Wir schaffen uns einen Kosmos von Begreifbarem, lernen zu denken, eignen uns Wissen an,

Sprache, Erfahrungen, Identität, all das, was uns ausmacht, beginnt mit dem Greifen und da, wo es sich nicht greifen lässt, haben wir Schwierigkeiten, wie mit den Atomen und den Sternen, mit Leben und Tod.

Begeisterung lässt sich nicht machen und doch können wir für günstige Bedingungen sorgen. Alles was stört weglassen. Den „Arbeitsplatz“ aufräumen. Still werden. Heute Nacht halte ich mich zurück mit dem Ergreifen und Denken. Ich werde entspannt und wach sein, ohne Leistungsdruck, ziellos und, wenn es denn gelingt, offen und staunend wie ein Kind.

Ich lege mich bequem auf das Sofa und betrachte die Milchstraße über mir konzentriert, mit weichem Fokus. Das heißt, ich fixiere nichts Einzelnes, weder beim Schauen, noch denkend. Und, es ist erstaunlich: Kaum winken mir die unendlichen Räume, ausgeleuchtet von Milliarden heller Punkte, da zieht mich diese unbegreifliche Leere, Weite, Unendlichkeit an, nimmt mich auf, weitet auch mich, macht mich schwerelos und sprachlos. Ich dehne mich aus, ähnlich einem Wolkenstreifen, der immer länger und durchscheinender wird, um sich dann aufzulösen. Ich löse mich nicht auf, fühle mich leichter als zuvor, bin glücklich und will nichts weiter als sein. Still liege ich da und zeitlos, und dann singt plötzlich dieses alte Kirchenlied aus tiefen Schichten meiner Kinderseele.

„Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh` mit mancherlei Beschwerden, der ewigen Heimat zu.“

Das Lied aus Kindertagen langsam und ernst gesungen schmeckt nach Tod, Schuld, nach Beschwerden. All das mischt sich in mein Glücklichein, Trauer und Schwere und auch diese Mischung ist gut, auch jetzt möchte ich nichts verändern, möchte nicht mehr und nicht weniger. Lange liege ich so und dann klingt ein anderes Kinderlied in mir mit Melodie, Rhythmus und Text:

„Weißt du wieviel Sternlein stehen, an dem großen Himmelszelt? Weißt du wieviel Wolken gehen, ...? Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet, an der ganzen großen Zahl, an der ganzen großen Zahl.“ Gott ist nicht tot, offenbar, und meine kindliche Sehnsucht nach ihm, nach Vater und Mutter wird wohl auch nie sterben.

Und dann, irgendwann in der Nacht, beschützt vom Firmament, träume ich. Träume, wie ich mit meinem Vater, der erst vor kurzem aus der Kriegsgefangenschaft heimkam und den ich so sehr vermisst habe, Hand in Hand durch die Nacht gehe. Über uns die Sterne und in uns das große Glück beieinander sein zu können. Vermutlich war ich etwa vier Jahre alt damals, und niemand hat mir je etwas

über die Sterne erzählt, und jetzt war der Vater da, lebendig, hielt mich an seiner warmen Hand und wusste soviel darüber, erzählte und erklärte und zeigte mir den Himmel. Ich verstand kaum etwas von dem, was er mir damals erklärte und er war es nicht gewohnt mit seinem kleinen Buben durch die Nacht zu gehen, er wusste nichts darüber, was altersgemäß wäre, aber all das war nicht wichtig damals. Wichtig war nur, dass er da war, dass er lebte, dass er mich an der Hand hielt und dass er mir von den Sternen erzählte. Und wie er davon erzählte, ohne große Worte, doch in seiner mir noch so fremden Art des Sprechens lag etwas von diesem besonderen Bewegtseins, zu dem uns die Sterne befähigen.

Noch schlafend begann ich meinen Vater besser zu verstehen, begann die Umstände, Krieg, Gefangenschaft, Hunger, Not, Schuld ... all das mit mehr Verständnis zu würdigen, begann meinen Vater milder zu beurteilen, und ich empfand Dankbarkeit, weil er mir die Sterne vom Himmel geholt hatte.

Kinder und Kirchenlieder hatte ich nicht erwartet, auch keinen längst vergessen geglaubten Gang durch die Nacht. Wohin uns das Sternenstaunen führt, ist immer ungewiss. Dieses Mal eröffneten mir die Weiten des nächtlichen Universums

überraschend Einblicke in tiefere, ältere Schichten meiner Seele. Möglicherweise liegt darin eine Art Heilung, Versöhnung, ein Abschließen können, ich weiß es nicht genau, doch es fühlte sich gut an.

Epilog

Die vorliegenden Betrachtungen sind fragwürdig und sie sind sehr heterogen, doch zeigt sich beim Lesen ein roter Faden. In allen Geschichten, Reflexionen, Erinnerungen und Träumereien scheint das Alltägliche, das Selbstverständliche, das Unspektakuläre in einem besonderen Licht auf. Naivität, also der Mut nicht zu wissen und die Fähigkeit staunen zu können, speisen dieses Licht, das alles Selbstverständliche verzaubert. Bei diesem Lichte besehen, ist nicht wichtig, wie gewichtig, wie groß ein Thema ist. Das Kleinste, Unscheinbarste wird zum Größten und das Leben selbst kennt ja gar nichts Kleines, da es nicht wertet und vergleicht. Groß und Klein, wichtig und unwichtig existiert für den der staunt nicht mehr. Im Staunen verschwinden Wertungen, verschwindet Zeit und Raum. Was bleibt ist nur das Jetzt, voller Intensität. Das Leben ist intensiv, unfassbar in seiner Vielfältigkeit, die sich ausdrückt und die gesehen, gehört und gespürt werden will. Vielleicht ist es ja so, dass das Leben uns, unsere Wahrnehmung, unser Staunen braucht, weil ihm sonst etwas fehlt? So wie wir Menschen uns danach sehnen, lebendig zu sein und uns danach sehnen nicht getrennt zu sein vom Leben, so sehnt sich, möglicherweise, das Leben nach uns?

Achtsamkeit und Stille schaffen günstige Bedingungen für staunendes, bewusstes Erleben dieses Wunders. Beides ist aus der Mode gekommen, doch, es lässt sich üben.

Laotse, sicher mit leiser Stimme um diese erwünschte Stille noch zu vertiefen, könnte an dieser Stelle abschließend anmerken:

„Das Kleinste ist das Größte und
das Einfachste ist das Schwierigste.“

Dank

Neben der Fähigkeit des Staunens entfaltet sich auch, und ich glaube es hat mit dem älter werden zu tun, immer häufiger und intensiver ein Gefühl der Dankbarkeit in mir. Beidem, dem Staunen wie der Dankbarkeit haftet, zu Unrecht, etwas Negatives, Naives an, so, wie wenn es eines Erwachsenen nicht mehr angemessen wäre dankbar, staunend in der Welt zu sein.

Kinder können und dürfen es noch, staunen, fühlen, sich ganz hingeben an das, was ist, und was könnte intensiver, und lebendiger sein?

Es ist schön und beglückend, träumen zu können, ganz im Moment aufzugehen, der Phantasie freien Lauf zu lassen wie ein Kind. Und vielleicht wendet sich im Alter das Leben diesen Möglichkeiten wieder mehr zu. Vielleicht, wenn wir Glück haben, werden wir wieder wie die Kinder, die wir waren, offen, ganz dem Moment zugewandt, voller Gefühl, voll intensiver Lebendigkeit?

Mein Dank gilt besonders meiner Frau Ulrike für ihre Geduld und Ermutigung, meiner Tochter Barbara für ihre Unterstützung in allen digitalen Fragen, den Freunden Peter und Erika, meinem alten

Freund und Weggefährten Erwin Heigl, für die Durchsicht der Manuskripte und seine wohlwollend, kritische Begleitung der Texte, Ben Berg für die sorgfältige und liebevolle Gestaltung und nicht zuletzt dem ehrwürdigen Laotse für seinen Langmut, seinen Humor und seine hilfreichen Hinweise.

In diesen Texten mischen sich konkrete Erlebnisse mit Träumen und Phantasien, persönliche Erinnerungen aus der Kindheit, mit aktuellen, im besten Sinne, fragwürdigen Betrachtungen der Gegenwart.

Emotionalität ergänzt sich mit philosophischer Intellektualität.

Italienische Geschichten treffen auf Erzählungen aus dem Garten; und alles verweist auf das große Thema des Lebens.

Es sind oft die kleinen Dinge, das scheinbar Selbstverständliche, das in diesen Texten gewürdigt wird.

Gegen den Zeitgeist plädiert der Autor für Langsamkeit und Stille, Achtsamkeit, Staunen und Dankbarkeit.

Heinz Breuker

Im Staunen sehen Aristoteles und Platon den Beginn der Philosophie. Das Staunen legt einen starken Akzent auf die Verwunderung. Ihm folgt eine kritische Betrachtung und Auseinandersetzung über Dinge, die uns selbstverständlich erscheinen.

Heinz Breuker zeigt uns, wie wir im Alltag philosophieren können. Philosophieren lernt man nicht durch das Studium alter Philosophen, wahres Philosophieren erlernt man durch das Neuerlernen des Staunens.

Ben Berg, Philosoph

ISBN 978-3-939300-43-4

15,- €



9 783939 300434 >